

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 42

Artikel: "En avant la grue..."
Autor: Beaujon, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645357>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie manchmal dachte ich tief in der Nacht leufzend an meinen Schiller und seinen Spruch im Lied von der Glode: „Winkt der Sterne Licht, ledig aller Pflicht, hört der Bursch die Vesper schlagen; Meister muß sich immer plagen.“ Verantwortung und Verantwortung hielten mich oft bis spät im Kontor oder auswärts beschäftigt und ich mußte mehr Besuche denn früher in der Nachbarschaft und in der Hauptstadt machen oder auch solche aus weiterem Umkreis empfangen. Die neue Würde brachte größere Bürde und hielt mich oft und manchmal tagelang von Simujah fern.

Da erhielt sie einen Erlaß durch die Geburt eines Söhnchens, das sie als ein Geschenk des Himmels begrüßte und als ein solches heilig hielt. Zum zweitenmal umfing sie mit ihren Armen ein Kind und gewann durch die innige und treue Pflege, die sie ihm erwies, auch den kinderliebenden Gatten fester und bleibender dem häuslichen Kreise zurück. Nur notgedrungen ging ich meinen auswärtigen Verpflichtungen nach, um desto mehr mein Familienglück zu genießen und meiner Seele zu leben, und ich sah zu meiner großen Freude, wie das neue Mutterglück, vereint mit der Sinebung des Gatten, auch Simujah innerlich erhob. — Und die Jahre flohen dahin. Das gesunde Wachstum des kleinen Erdenbürgers, das ihn bald zum selbständigen Stehen und Gehen führte, sein fröhliches Blaudern und phantastisches Spielen, seine Umhalsungen und Liebkosungen waren für die Mutter wie ein Wandeln in einem blühenden Garten; als er dann mit seinen wissenseifrigen Fragen begann und auf jedes Warum? von der erstaunten Mutter ein Darum! haben wollte, geriet sie nicht selten in Verlegenheit, weil sie jede Antwort, die sie nicht vor ihrem Gewissen verantworten konnte, verabscheute und sich doch häufig sagen mußte, daß sie auf die Fragen des Kleinen keine stichhaltige Antwort kenne. „Ich fürchte mich recht eigentlich vor ihm“, gestand sie mir manchmal, wenn ich zur Unterweisung des Knäbleins herbeigerufen werden mußte. Da sie wie alle Eingeborenen die weiße Hautfarbe über alles schätzte und selber gerne acht Tage lang gehungert hätte, um so leicht zu werden wie ich — wie sie mir früher schon bekannt hatte —, sah sie in ihrem Kinde nun dieses eine Ideal erfüllt. Da Diethelm — so nannten wir den Knaben nach seinem Großvater — in seiner geistigen Entwicklung offensichtlich den Fußstapfen seines Vaters folgte, war das liebliche Wunder, das ihrem Schoße entsprossen, um so mehr eine Quelle mütterlichen Entzückens. Ruhete das Knäblein auf ihren Armen, genoß ich den Anblick eines Madonnenbildes und hatte die Empfindung, daß dieser Mutterliebe ein wahrer und guter Mensch entblühen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

« En avant la grue . . . »

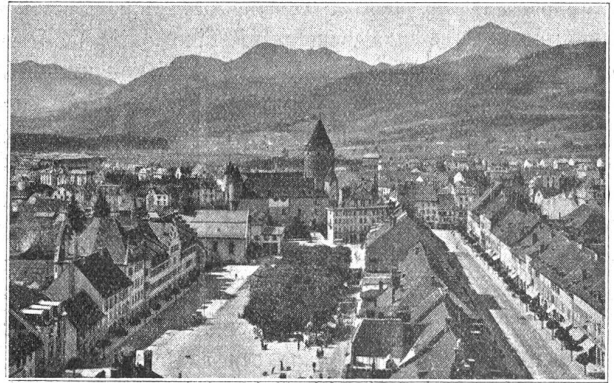
(Ein Spätsommertag im Grenerzerland.)

Von Ch. Beaujon.

Auf froher Fahrt durch das lachende Grenerzerländchen begleiteten mich jagende Wolken und die schwarzschedigen Rüche, deren Milch den besten Käse liefert, den ich je im Leben genossen.

Ein lieblicher Zauber liegt auf jener bergigen Gegend. Hier steht eine Kapelle andächtig an der braunen Straße, dort ragt ein schlankes Holzkreuz aus grünem Busch, und dort schreitet bedächtig ein weißgegrüeter Mönch. Auf dem

Marktplatz in Bulle quieken rosige Säulein, glücken junge Söhnchen, leuchtet goldgelbe Butter auf saftiggrünen Blättern — und ehrwürdig schaut das graue Schloß, das mit



Bulle.

Hilfe von Bundesgeldern restauriert wurde, auf das lebhafteste Markttreiben. In den Schaufenstern liegen Sennenkäppchen aus Stroh und kupferne Kessi und messingne Geißenglöcklein gemütlich neben Corned-beef und Wengerkudeln, und durch die Straßen rattert gemächlich ein alter Ford neben einem Pferdegespann, das holpernd über das Steinpflaster poltert.

Von Bulle kriecht die Eisenbahn im Bummeltempo der „Fliegenden-Blätter“-Bimmelbähnchen den Bergen zu. Aber man hat ja Zeit und genießt die geruhame Fahrt in Gesellschaft runzlicher Bauernfrauen, nachdenklicher Nonnen und Priester und eines Sennen in gestickter, schwarzer Hirtenbluse, der auf ein reizendes Dorf hinweist und stolz mich aufklärt: „Albeuwe, die Heimat unseres Bundespräsidenten“, dessen Vorfahre, André Muis, wie aus einer alten Chronik hervorgeht, mit den 54 Mannen unter Führung des Grafen Ludwig von Grenerz zur siegreichen Schlacht bei Murten auszog.

Immer noch feucht das Bähnchen bergan. Bewaldete Hügelkuppen strecken ihre Nase fröhlich schnuppernd in die fahrenden Regenwolken hinein, und in der Ferne zieht der Jura eine verschwommene, zartblaue Linie am Horizont entlang. Dort, auf hohem Regal, abweisend und unnahbar fast, ragt Grenerz empor, von einem stolzen Schlosse überragt. Ein steiler Weg führt zum Städtchen hinauf. Der Zauber des Mittelalters umfängt mich, aus dem ich durch eine Inschrift „Tea Room“, die in einem wunderbaren gotischen Torbogen prangt, jäh in die nüchterne Neuzeit zurückversetzt werde. Schon bin ich mitten in der Disposition zu meinem neuesten Werk „Die Grausamkeit der modernen Reklame“, da nimmt mich ein guter Geist sanft bei der Hand und führt mich vor ein altes, wunderschönes Haus „La chalamala“ genannt, das im 14. Jahrhundert dem Hofnarren des Grafen Peter von Grenerz gehörte. Ich sehe die guterhaltene Stadtmauer, efeuumrankte Ruinen, das murmelnde Bächlein, das unter einem Spitzbogen hindurch in die grünen Matten fließt. Auf einem Mauerrest schnurrt eine Katze, aus den Fenstern lachen überall leuchtendrote und blaue Blumen, und unter einer Türe schwäzen zwei alte Frauen — genau wie vor 500 Jahren, denn es gab gewiß schon damals liebe Nachbarn, die interessanten Gesprächsstoff in Fülle boten.

Der steile, holperige Weg führt zum Schloß, das in weitem Park auf der höchsten Stelle des Regels steht, der unvermittelt aus der fruchtbaren Ebene aufsteigt.

* * *

— — — Die ersten Sonnenstrahlen vergolden die Zinnen des Schlosses und weden den Kranich (la grue), das Wahrzeichen des Grenerzerlandes, der auf schwerleidener Fahne im frischen Morgenwind die Schwingen regt. Die

Bäume rauschen leise, weiße Wolken segeln nach Osten, und einsam träumt ein Hirtenmädchen hinaus in den erwachenden Tag. Sie lehnt im Fenster — von fern grüßen die Dächer ihres Heimatdorfes, verhallend bringt Glockenklang in ihre Kemenate. Sie gedenkt des Tages, an dem Graf Johann III. von Greyerz in einem brokatenen Mantel gekleidet, die wallende, weiße Feder am Barett,

nach Charmey geritten kam und sie dort erblickte. Wie sein Herz heiß für sie entflammte, die froh und frei inmitten ihrer Herde glücklich gelebt.

Und er führte sie auf sein stolzes Schloß, schenkte ihr reiche Gewänder, Truhen und köstliche Schätze, schenkte ihr seine Liebe. —

„La Belle Luce“ lehnt im Fenster, um ihre zarten Schultern fließt das goldbraune Haar, und ihre Sehnsucht geht weit hinaus nach der Heimat, dort nach den blumigen Alpweiden, auf denen sie sich singend und lachend und jauchzend mit ihren weißen Ziegen und dummen Zicklein tummelt. — — —

Das Schloß ist wunderbar erhalten und birgt eine reiche Fülle interessanter und prächtiger Sehenswürdigkeiten. Und der Cicerone, der Sprache nach ein waschechter Südfranzose, weiß so lebhaft zu erzählen, daß man einfach in die farbenfreudige, klirrende, anmutige, oft grausame Zeit des Mittelalters hinübergezogen wird: im Rittersaal dröhnt Waffengeklirr, in der Küche brät zischend ein ganzer Dachs am Spieß, rasselnd senkt sich die Zugbrücke — immer neue Scharen ziehen in den Schloßhof, sie haben in zähem Ringen den Feind besiegt — einmal rannte sogar der Bernermuß seinen „herten Gring“ an den meterdicken Mauern des Schlosses ein!

Vom Park aus sieht man zu Füßen des Städtchens die saftigen Matten und die hohen Wälder, die alle, so weit man schauen mag, einst den Grafen von Greyerz gehörten, deren truhiges Feldgeschrei: „En avant la grue“ selbst in den Schlachten von Novarra und Marignano ertönte.

Im Hotel Fleur de Lys, das schon im Jahre 1686 bestand, kehrte ich dann ein. Dieser Gasthof zeigt noch die typische, mittelalterliche Gruppierung der Lokale. Die Gesindestube liegt zu ebener Erde, während man von ihr aus über eine kleine Holzterrasse in das Herrenzimmer mit seinen schweren Tischen und Stabellen hinaufsteigt. Sollte die Verpflegung schon vor 250 Jahren so vorzüglich und reichlich gewesen sein wie heute, so darf man über den guten Geschmack unserer Vorfahren beruhigt sein, und man muß sich nicht wundern, daß Cook schon damals ganze Wagenladungen Amerikaner hierher importiert hat! Wenn ich ferner an die damals in Greyerz geltenden Preise — 14 Rappen das Pfund Kalb- oder Rindfleisch, und 35 bis 110 Rappen „le pot“ Wein — dann freue ich mich kindlich, denn im Grunde genommen sind die Preise gar nicht so schrecklich gestiegen!



Das Schloß Greyerz von Broc aus.

Im 14. Jahrhundert wurde ein Fremder, der ein Jahr und einen Tag sich im Städtchen Gruperes aufgehalten hatte und von seinem Meister nicht zurückgefordert worden war, ins Bürgerrecht der Stadt aufgenommen und durfte nicht mehr ausgeliefert werden. Ich weiß nicht, ob dieses Recht noch besteht. Man könnte ja einmal versuchen und die Ferien auf 366 Tage kumulieren, denn es lebt sich wirklich fein hier, es träumt sich herrlich in die laue Sommernacht hinaus — und der Mond, der hoch über der Dent de Broc steht, nickt mir verstehend zu: „Aha, wieder so eine romantisch angehauchte Seele, die den Rank ins frisch-frohe Mittelalter gefunden hat.“

Drei Briefe

oder

Le style, c'est l'homme.

Skizze von Anna Burg.

Der Bankier Wertenmann saß in seinem Privatkabinett und sah seine Postfächer durch. Er war verspätet. Eigentlich sollte er längst im Kontor sein. Aber seine einzige Tochter, Lily, feierte ihren siebzehnten Geburtstag; da war es natürlich, daß er länger als sonst mit seiner Familie beim Frühstück gegessen und sich auch mit seinem Liebling an dem reichbesetzten Geburtstagstisch erfreut hatte. Nun aber war es zehn Uhr und er mußte unbedingt noch auf ein oder zwei Stunden ins Kontor.

Da er im Begriff war, sich zu erheben, trat seine Frau bei ihm ein. Sie war eine stattliche, noch sehr hübsche Frau voll jugendlicher Lebhaftigkeit. Heute sah sie besonders freudig angeregt aus. In der Hand hielt sie ein elegantes, rosafarbenes Briefblatt.

„Was bringst du?“ fragte Wertenmann.

„Einen Brief von Martens“, erwiderte seine Frau, — „runzle nur nicht gleich die Brauen und lies zuerst. Du hegst ein ganz ungerichtfertigtes Vorurteil gegen den jungen Mann; du hältst ihn für interessiert und materiell. Dieser Brief, den er mit einem prächtigen Blumenstrauß eben an Lily geschickt hat, beweist dir, wie unrecht du hast; denn du weißt: le style c'est l'homme.“

Der Bankier nahm das Briefblatt, das einen feinen Duft ausströmte, und las, was darauf in auffallend schöner Handschrift geschrieben stand:

„Mein verehrtes Fräulein!

Gestatten Sie, daß ich Ihnen zu Ihrem Wiegenfeste diesen bescheidenen Blumengruß überreiche. Was dürfte ich